



John Burnside

Glister

Roman

Aus dem Englischen von
Bernhard Robben

Knaus

Dann schweig. Wie willst du sicher sein, dass nicht ein ganz eigenes, lebendiges, denkendes Wesen unsichtbar und unantastbar just dort steht, wo du jetzt stehst – und auch, wenn du's nicht willst? In deinen einsamsten Momenten, ist dir nicht manchmal bange, dass jemand dich belauscht?

Herman Melville *Moby-Dick*; oder: Der Wal;
Kapitel 108: Ahab und der Zimmermann

Auf diesem Sarge trieb ich beinah einen Tag und eine Nacht dahin, auf einem weichen Meer, so lind wie eine leise Totenklage. Die Haie, sie glitten harmlos nun vorüber, als wären ihre Rachen fest verschlossen; die wilden Habichte der See, sie schwebten mit verhüllten Schnäbeln über mir. Am zweiten Tage stand ein Segel auf mich zu, kam näher, näher und nahm mich schließlich auf. Es war die umherirrende *Rachel*; auf der Suche nach ihren verschollenen Kindern fand sie nur eine weitere Waise.

Herman Melville *Moby-Dick*; oder: Der Wal;
Epilog
Übersetzung von Matthias Jendis

Das Leben ist größer

Wo ich jetzt bin, kann ich noch die Möwen hören. Alles andere verklingt, wie ein Traum gerade dann verklingt, wenn man aufwacht und sich an ihn erinnern will, nur die Möwen sind noch da, wild und heiser krächzend wie immer. Zu Tausenden wogen sie auf und ab und schreien gellend über die Landzunge, laut und ohne Unterlass, weshalb ich nur sie hören kann, sie und ein letztes, fahles Echo der über die Strandkiesel spülenden Flut, ein beharrliches Grollen, das unter dem Gerufe dieser Geistervögel liegt, die ich kaum wahrnahm in dem Leben, das ich hatte, ehe ich durch den Glistler ging. Mehr ist von diesem alten Leben auch nicht geblieben: Vögel, die in lauten Schwärmen hungrig über die Landzungen flirren, kaltes, graues Wasser, das ans Ufer schlägt. Nichts weiter. Kein anderes Geräusch und nichts zu sehen als das weite, reine Licht, in das ich aus freiem Willen immer wieder aufs Neue am Ende einer Geschichte trete, die ich bereits zu vergessen beginne.

In jener Geschichte heiÙe ich Leonard, und solange sie geschah, dachte ich, das Leben sei eine Sache und der Tod eine andere, aber das dachte ich nur, weil ich noch nichts über den Glistler wusste. Jetzt ist diese Geschichte zu Ende. Ich will sie in Gänze erzählen, auch wenn ich schon an einen Ort entgleite, der vor dem Nennen und Vergessen von Namen liegt. Ich will sie in Gänze erzählen, auch wenn ich sie dabei vergesse, um durch das Erzählen und Vergessen jenen zu vergeben, die darin vorkommen, auch mir selbst. Denn *dort* beginnt die Zukunft: im Vergessenen, in dem, was verloren ist. Damals, in Innertown, klebte auf den alten

Sirupdosen, die wir immer im Eckladen kauften, ein Etikett mit einem Bild von einem Löwen, tot und verwesend im Staub, und ein Schwarm Bienen strömte durch die Schwären und Schatten in seinem Fell, um Honig aus seinen Wunden zu ernten. Ich habe dem Bild vertraut. Ich wusste, es *stimmte* – denn es gab eine Zeit, in der die Menschen glaubten, dass dieses dunkle Loch, diese Wunde wirklich der Ort war, von dem der Honig stammte. Sie hatten recht, denn alles wird verwandelt, alles *wird*, und dieses Werden ist die einzige Geschichte, die nie zu Ende geht. Alles wird zu allem anderen, in jedem Augenblick, immerzu. Das weiß ich jetzt – und hier, wo ich bin, gehe ich diese Geschichte immer wieder durch, zähle die Ereignisse auf, an die ich mich erinnere, und kartografiere die Stellen und Schatten, die das Vergessen zurückließ, klammere mich an Strohhalme, als verginge die ganze Welt, als würde nicht nur ich, sondern das Leben selbst in die Vergangenheit entschwinden.

Doch nichts entschwindet, auch ich nicht. Nichts entschwindet in die Vergangenheit, es wird höchstens vergessen und so zur Zukunft. Es existiert weiterhin an jenem Ort, den manche Menschen in Innertown das Nachleben nennen – obwohl sie in ihrem Herzen wissen, dass es kein Nachleben gibt, weil es kein Danach gibt. Immer ist Jetzt, und alles – Vergangenheit und Zukunft, Problem und Lösung, Leben und Tod –, alles ist gleichzeitig hier, in diesem Moment. Der Ort aber, an dem ich bin, hat viele Namen, je nachdem, welche Geschichte man glaubt: Himmel, Hölle, Tir Na Nog oder Traumzeit. Dabei wissen wir alle, es ist weder dieses noch jenes, sondern nur der Ort, an dem Geschichten beginnen und enden. Und jetzt beginnt *meine* Geschichte aufs Neue, ein letztes Mal, noch während sie verglüht. Um mich an sie zu erinnern – um sie zu vergessen – brauche ich mir nur einen Mann im Wald vorzustellen, und schon entfaltet sich die Geschichte wie eine jener Papier-

blumen, die in dem Augenblick, in dem man sie in eine Schüssel mit Wasser gibt, in einem unfassbar prächtigen Farbenspiel aufgehen: Seeblume, Mondblume, Erdblume, Blumen in den Farben des Himmels, Blumen von der Farbe des Blutes. Ich *kenne* diese Geschichte. Mir ist, als hätte ich sie schon hundertmal erzählt, und jedes Mal, wenn ich sie erzähle, findet ein weiteres kleines Detail seinen Platz. Irgendwann werde ich sie ein letztes Mal durchgehen, und danach verlasse ich diesen Ort. Denn was auch von mir übrig sein mag, es wird eine neue Geschichte beginnen oder, wenn schon keine neue Geschichte, dann doch zumindest eine Variante jener einen Geschichte, die schon immer geschieht.

So wie ich es sehe, hat diese Geschichte ein eigenes Leben. Auch eine eigene Wahrheit, die allerdings nicht jedermann erkennt. Ständig verändert sie sich und entgleitet uns. John, der Bibliothekar, erzählte mir einmal von dieser Idee, die irgendwer gehabt hat, die Idee vom «unzuverlässigen Erzähler». Er fand sie ziemlich lustig. Als wären Geschichten Ansammlungen von Tatsachen, als wäre die Geschichte, die wir leben, bloß eine Aneinanderreihung von Tatsachen: ein A, das ein B ausschließt, ein Y, das ein Z nach sich zieht. John, der Bibliothekar, sagte oft, in Hinblick auf Zuverlässigkeit sollten wir uns weniger um den Erzähler, sondern mehr um den Autor sorgen. Womit er meiner Ansicht nach Gott, das Schicksal oder irgendwas dergleichen meinte. Doch bin ich mir nicht sicher, ob ich ihm zustimme. Vielmehr glaube ich, dass die Geschichte und nicht der Erzähler unzuverlässig ist – außerdem glaube ich nicht, dass es überhaupt so etwas wie den einen Autor gibt. Es gibt nur eine Geschichte, die immer weitergeht. Manchmal hat man etwas zu erzählen, manchmal nicht. Ich glaube, jeder, der mag, kann das Erzählen übernehmen, doch das hat nicht den geringsten Einfluss auf den Verlauf der Geschichte.

Das Leben ist größer. Wenn meine eigene Variation dieser einen Geschichte zum letzten Mal aufs Neue beginnt, kurz bevor sie vergessen wird, könnte sie zur perfekten Version werden, zu einer wahren Geschichte, die ein für alle Mal erzählt wird. Wenn das geschieht, dann wird alles verstanden. Alles wird vergeben. Um wieder zu beginnen, um endlich zu vergessen, brauche ich mir nur einen Mann vorzustellen, der allein in einem vergifteten Wald steht – nicht damals, als ich ihn dort sah, sondern früher, in einem Moment, in dem sein Geheimnis noch gewahrt war. In dieser Geschichte heiße ich Leonard, aber ich bin nicht der Mann im Wald. Ich bin ein Junge, der still aus jener Welt verschwindet, die er kannte und die er bereits aufgehört hat zu kennen, mehr oder weniger absichtlich. Der Mann im Wald ist Morrison, Innershades einziger Polizist. Ehe ich ihn auf immer vergesse, findet er die Hölle oder seine Erlösung, die Welt aber, wie er sie kennt, wird verschwunden sein. Was nicht weiter schlimm ist, auch wenn dies keiner von uns weiß, als die Geschichte beginnt.

I

Das Buch Hiob

Homeland

Am Anfang arbeitet John Morrison in seinem Garten. Nicht im Garten der Polizeidienststelle, den er schon lange vernachlässigt, auch nicht im kurz nach seiner Heirat gepachteten Schrebergarten, sondern im richtigen, dem einzigen *Garten*, den er im Stillen gern einen Schrein nennt. Ein heiliger Ort, wie etwa der Garten in einem mittelalterlichen Auferstehungsbild. Für jeden zufälligen Passanten sieht er wie eine mit Blumen und unnützem Plunder übersäte Wiese aus, die sich gleich oberhalb der Güterstrecke auf einer Lichtung mitten im vergifteten Wald ausbreitet, doch aus ebendiesem Grund kann auch niemand die wahre Bedeutung des Gartens erahnen. Morrison hat ihn selbst angelegt und kümmert sich seit sieben Jahren darum: ein ordentliches Rechteck mit Mohnblumen und Nelken, hier und da mit geschliffenen Glasscherben und Steinen verziert, die er auf langen Spaziergängen durch Innertown und das umliegende Ödland sammelt, während er vorgibt, seinen Pflichten nachzugehen und doch nur die Taschen seiner Polizeiuniform mit wertlosem Tand füllt. Natürlich hat er eigentlich längst keine Pflichten mehr, jedenfalls keine, an die er glauben kann. Brian Smith hat dafür gesorgt, vor Jahren schon, als Morrison den einen großen Fehler seiner Laufbahn beging – den einen großen Fehler seines *Lebens*, abgesehen von der Heirat.

Das war an jenem Tag gewesen, an dem ihn Smith überredete, den ersten Vermisstenfall in Innertown zu verheimlichen. Mittlerweile werden fünf Jungen vermisst, und Morrison schämt sich

fast, auf die Straße zu gehen. Dabei weiß kein Mensch über die Lüge Bescheid, über den Schwindel, den er ihnen aufgetischt hat. Natürlich wollen die Leute wissen, wohin die Kinder von Innertown verschwunden sind, doch an *ihn* stellt niemand besondere Erwartungen, sieht man einmal von den Familien der vermissten Jungen ab. Sie wissen, ihm fehlen die Mittel und die nötige Schulung, die Jungen aufzuspüren, und sie wissen auch, dass sich niemand außerhalb ihres vergifteten Areals voller Industrieruinen und Küstengestrüpp auch nur einen Deut darum schert, was mit den Kindern von Innertown geschah. Selbst die Familien geben nach einer Weile auf, versinken in stumme Verwirrung oder verfallen der Apathie und dem Sherry. Nach mehr als einem Jahrzehnt schwindender Hoffnungen für die Stadt und ihre Kinder sind die Menschen fatalistisch geworden und streben nur noch höchst gleichgültig nach der Zuflucht, die sie einst in eher anspruchslosen und meist recht vagen Vorstellungen von jenem bescheidenen Glück gesucht haben, das ihnen von klein auf in Aussicht gestellt worden ist. Manche ziehen es vor, wenigstens nach außen hin an jene offizielle Interpretation der Ereignisse zu glauben, die Morrison mit tatkräftiger Unterstützung von Brian Smith verbreitet hat. Laut dieser Version der Geschehnisse, einer Geschichte voll praktischer und unwahrscheinlicher Zufälle, haben die Jungen, unabhängig voneinander und ohne irgendwem auch nur ein Wort zu sagen, Innertown aus freien Stücken verlassen, um in der großen weiten Welt ihr Glück zu suchen. Manche finden diese Geschichte glaubwürdig und sagen sich, so sind Jungs nun mal. Andere behaupten, sie klinge weit hergeholt; außerdem halten sie es für höchst zweifelhaft, dass diese fünf aufgeweckten Kinder, Jungen von etwa fünfzehn Jahren mit Familie und Freunden, sich plötzlich und ohne Vorwarnung auf und davon gemacht haben sollen. Innerhalb dieser Gruppe gibt es

wiederum welche, die meinen, dass die Jungen ermordet wurden und vermutlich irgendwo inmitten der Trümmer der alten Chemiefabrik zwischen Innertown und dem Meer begraben liegen, dort, wo ihre verstümmelten Leichen rasch verrotten und keine Spuren hinterlassen, die sie von toten Tieren oder sonstigem namenlosen Aas unterscheiden, auf das man dort draußen ständig stößt. Diese letztere Gruppe wird manchmal ruhelos, meist nach einem weiteren Verschwinden. Man verlangt vollständige Aufklärung und will, dass unabhängige Beamte offizielle Ermittlungen durchführen. Briefe werden geschrieben und Anrufe gemacht, aber nichts geschieht.

Gewöhnlich jedoch geht die Stadt ihren eigenen Geschäften nach, auch wenn es dieser Tage den Anschein hat, als wäre der langsame Verfall ihr einziges Geschäft. Morrisons Aufgabe besteht natürlich darin, seine Runden zu drehen, Präsenz zu zeigen und den Eindruck zu erwecken, in Innertown gälten Recht und Gesetz. Das wird von ihm erwartet: gesehen zu werden – aber Morrison hasst es, gesehen zu werden, er wäre gern unsichtbar, würde am liebsten einfach verschwinden; und an diesem warmen Samstagnachmittag Ende Juli ist er draußen in seinem geheimen Garten, rupft und jätet Unkraut, damit die wenigen Blumen, die er letztes Frühjahr gepflanzt hat, nicht von Nesseln und Gras erstickt werden. Anfangs war dieser provisorische Schrein Mark Wilkinson gewidmet, dem ersten Jungen, der verschwand, jenem also, den Morrison selbst gefunden hat. Später dann wurde er ganz allgemein zu einem Denkmal für die verlorenen Jungen, wo immer sie nun auch sein mochten. Niemand sonst weiß von diesem Garten, und Morrison ist immer nervös, wenn er herkommt, fürchtet, ertappt zu werden, oder jemand könnte erraten, was all dies zu bedeuten hat. Der Schrein ist gut versteckt, denn das Ereignis, an das er erinnert, geschah, wie es sich für derlei Vorfälle

geziemt, an diesem verborgenen Ort oder doch irgendwo in der Nähe. Einmal hatte man den Garten zertreten und zertrampelt, die Blumen herausgerissen, Glas und Steine verstreut, doch vermutete er gleich, dass es sich bloß um gewöhnlichen Vandalismus handelte. Ein paar Kids aus Innertown waren auf sein Kunstwerk gestoßen und hatten es, ohne auch nur einen Moment nachzudenken, auf jene routinierte Art zerschlagen, in der die Kids von Innertown alles angehen, aber Morrison war sich ziemlich sicher, dass sie gar nicht begriffen hatten, was der Schrein bedeutete, weshalb er ihn einfach wieder aufbaute, Pflanze um Pflanze, Stein um Stein, bis er vielleicht sogar noch schöner war als zuvor. Sooft er kann, kommt er her, um nach dem Rechten zu sehen. Und wenn nachts wieder ein Junge verschwindet, vergrößert er den Garten ein wenig, setzt ein paar weitere Pflanzen ein und verteilt einige neue Häuflein Steine und geschliffenes Glas.

Die besten Steine findet er draußen am Stargell's Point, längst seine Lieblingsgegend, weil niemand sonst da hingeht. Selbst die Kids meiden den Ort. Mittlerweile ist allgemein bekannt, dass das ganze Land unrettbar verpestet ist, vergiftet von unzähligen Sickergruben, von jahrelang fließenden Fabrikabwässern, auch wenn niemand genau weiß, wie schlimm die Verseuchung in manchen Gegenden eigentlich ist – Stargell's Point aber gilt seit jeher als schwarzes Loch, schon in der guten alten Zeit, als man sich noch mit Macht einredete, dass die Chemiefabrik im Grunde genommen doch sicher sei. Das glaubte man, weil man es glauben *musste*: Innertowns Wirtschaft hing fast vollständig von der Chemiefabrik ab. Noch wichtiger aber war, dass es Leute in Outertown gab, oben in den großen Häusern, denen daran lag, dass alles möglichst ruhig und ohne viel Theater ablief. Die Einwohner von Innertown, jene also, die tatsächlich in der Fabrik arbeiteten, waren von Anfang an auf die Vorsichtsmaßnahmen hingewiesen worden, die sie bei

ihrer Arbeit zu beachten hatten, doch war ihnen immer wieder gesagt worden – vom Konsortium, vom Sicherheitspersonal, von allen maßgeblichen Stellen –, dass die Gefahr nur minimal sei. Sie hatten sich in Sicherheit gewogen, weil sie nirgendwo anders hin konnten, und sie wollten den Managern und Politikern glauben, weil sie sonst niemandem trauen konnten. Natürlich gaben sie sich größte Mühe, überzeugt zu sein. In der Anfangszeit schmuggelten einige Leute sogar Tüten mit dem Zeugs nach Hause, das sie in der Fabrik herstellten, um es im eigenen Garten zu verteilen. Es war ein Glaubensakt, vollkommen pervers, doch deshalb, hofften sie, umso mächtiger.

Später, als es schon zu spät war, begriffen sie allmählich, was wirklich vor sich ging. Sie hörten Gerüchte von Bestechungen an hoher Stelle, von anonymen Todesdrohungen gegen mögliche Nestbeschmutzer; sie hörten, dass das Konsortium Beziehungen zu einflussreichen Leuten in den angeblich unabhängigen Firmen pflegte, denen man das Wohlergehen und die Sicherheit der Fabrikarbeiter anvertraut hatte, doch wussten sie nicht, was sie dagegen unternehmen sollten. Einige Jahre nach Morrisons Schulabschluss hatte die Fabrik endgültig die Tore geschlossen, doch stehen ihre Ruinen noch immer draußen auf der Landzunge und säumen die ganze Ostseite von Innertown, Hektar um Hektar nutzloses Bauland, von den leer geräumten Verwaltungsgebäuden an der Kreuzung East Road und Charity Street, an einer Reihe riesiger, widerhallender Brennöfen, Lagerhäuser, Abfallbeseitigungsanlagen und verfallener Produktionsstätten vorbei bis hinab zu den Ladekais am Ufer, wo große Tanker am Rand des schleimigen, öligen Fördewassers verrosteten. Überall fallen die Auswirkungen der Fabrik ins Auge: Allein toter Bäume, schwarz und knochig entlang der alten Schienenstränge und Zufahrtsstraßen; große Haufen schwefelhaltigen Gesteins, um die herum

Pfützen mit Abwasser in der Sonne verdunsten. Ein paar verwegene Fischer haben mutierte Meeresfauna gefunden, die dort an Land gespült worden ist, wo man einst zigtausend Tonnen Gott weiß welchen Inhalts an Bord riesiger Schiffe verlud, und manche Leute behaupten, sie hätten draußen in den letzten verbliebenen Wäldern bizarre Tiere entdeckt, die nicht krank waren und nicht verendeten mit ihren übergroßen Köpfen und aufgequollenen, verrenkten Leibern, die aber auch irgendwie nicht richtig aussahen.

Der überzeugendste Beweis für die unheimlichen Vorgänge auf der Landzunge war jedoch die Tatsache, dass es den Leuten selbst nicht gut ging, solange die Fabrik existierte. Urplötzlich traten unerklärliche Häufungen seltener Krebserkrankungen auf. Kinder litten unter grässlichen Gebrechen und entwickelten seltsame Verhaltensstörungen. Die Zahl seltener oder unheilbarer Leiden wuchs unverhältnismäßig stark an; außerdem verzeichnete man eine unerklärliche Zunahme an Depressionen, eine wahre Blütezeit dessen also, was in alter Zeit der reinste Irrsinn genannt worden wäre. Auch Morrisons Frau wurde krank im Kopf, und selbst heute kann niemand sagen, was ihr fehlt. Sie sei eine Alkoholikerin, lautet die grausamste Erklärung, dabei hat sie auch früher schon getrunken und ist doch immer fit wie ein Turnschuh gewesen.

Heutzutage gibt man allgemein der Fabrik die Schuld an diesen Problemen, doch fehlt den Leuten die Kraft, dagegen vorzugehen. Die Fabrik war ihr Leben, ihre beste Hoffnung gewesen, und alle kannten ihre Geschichte, zumindest die offizielle Version. Jeder konnte erzählen, wie vor dreißig Jahren ein Konsortium – es hatte irgendeinen ausgefallenen Namen, wurde aber immer nur «das Konsortium» genannt –, wie also ein ebenso nationales wie internationales Konsortium agrarwirtschaftlicher und sonstiger

Unternehmen begann, diverse Produkte herzustellen, auch wenn sich heute niemand mehr daran erinnert und damals offenbar auch gar nicht wusste, welche Chemikalien hergestellt und wofür genau sie eigentlich verwendet worden waren. James, Morrisons Vater, hat in der Fabrik gearbeitet und immer darauf bestanden, dass es sich nur um harmlose agrarwirtschaftliche Erzeugnisse handelte: Dünger und Pestizide, Fungizide, Wachstumsbeschleuniger und Wachstumshemmer, komplizierte Molekülketten, die in Wurzeln oder Stängel eindringen und den Wuchs der Pflanzen beeinflussen, ihre Blütezeit und den Samenansatz. Andere Leute dagegen meinten, es sei viel schlimmer gewesen: Schon möglich, dass der größte Teil dessen, was auf der Landzunge produziert wurde, ziemlich harmlos gewesen sei, doch hätte es spezielle Einrichtungen gegeben, tief in der Fabrik verborgen, in denen chemische Waffen hergestellt oder gelagert worden seien. Schließlich, so behaupteten sie, sei es nicht weiter schwierig, eine Substanz in eine andere zu verwandeln: Man breche hier eine Molekülkette auf, füge dort eine neue Verbindung an, und was ein begrenzt schädliches Herbizid gewesen war, wurde zu einer Kriegswaffe; man ändere die Temperatur, die Struktur oder den Druck, und was man im Haushaltswarenladen kaufen konnte, war in ein Kampfgift verwandelt worden. Bis auf den heutigen Tag behaupten diese Leute, es gebe auf dem Fabrikgelände versiegelte Gebäude, in die man nicht einmal die Sicherheitsinspektoren eingelassen habe.

Als einige Zeit später die ersten Kinder verschwanden, entwickelte man neue Theorien: Die Jungen seien auf eine dieser geheimen Anlagen gestoßen und von einer tödlichen Gaswolke erfasst worden; oder man habe sie für eine Testreihe fortgeholt, von geheimen Regierungswissenschaftlern und manchmal auch von Außerirdischen entführt, die diese Fabrik schon seit Jahrzehnten beobachteten. Morrison weiß natürlich, wie haltlos diese

Spekulationen waren, da er die Wahrheit kennt. Das heißt, er kennt sie bloß in *einem* Fall der verlorenen Jungen, da er das Pech hatte, an einem kalten Herbstabend vor sieben Jahren Mark Wilkinson zu finden, der nur wenige Schritte von dort, wo er jetzt steht, an einem Baum hing. Nur wenige Schritte, mehr nicht, bis zu dieser Parzelle mit Gartenblumen und buntem Glas, auf der er sich neben einem Phantomgrab aufhält und um Worte ringt. Bei seinen Besuchen will er eigentlich nicht beten, sondern nur eine Art Verbindung herstellen: Statt Marks Seele in ein glückliches Jenseits zu befördern, möchte er sie nur so lange aufhalten, dass der Junge ihn verstehen und ihm vergeben kann.

Morrison hat noch nie sonderlich überzeugt, was ihm in der Sonntagsschule beigebracht worden war, dass nämlich Vergebung von Gott komme; er kann nicht einsehen, warum er uns unsere Schuld vergeben soll, wenn er uns doch zu dem machte, was wir sind. An die Vergebung durch die Toten aber hat er schon als Junge geglaubt. Als er noch klein war, nahm ihn die Mutter sonntags zu Spaziergängen auf dem Friedhof an Innertowns Westseite mit, unweit von dort, wo die reicheren Leute wohnten. James Morrison hat sie nie begleitet, er war immer zu beschäftigt, doch seine Frau ging mit John und dessen kleiner Schwester zum Friedhof, und zu dritt setzten sie sich in ihren besten Sonntagskleidern auf eine Bank, um feierlich neben dem Grabstein der Großmutter zu picknicken. Es war ein stilles Mahl, die Stimmung ernst, doch keineswegs morbid. Aus Respekt vor den Toten sammelte Morrison hinterher jeden Splitter Eierschale, jeden geringelten Streifen Apfelsinenschale wieder auf. Die Toten faszinierten ihn durch die Art, wie sie allein in ihren Namen weiterlebten, deutlich voneinander getrennt, und er wollte jede Spur auslöschen, die er oder seine Familie in ihrem einsamen Reich hinterließen. Mit fünfzehn war er einmal mit seiner ersten Freundin auf dem Friedhof

gewesen, einem etwas unscheinbaren, aber großmütigen Mädchen namens Gwen. Er hatte nur spazieren gehen wollen, doch kaum hatten sie das Friedhofstor passiert, nahm Gwen ihn am Arm und küsste ihn, gleich dort zwischen den Grabsteinen und den Rhododendren. Mit dem Kuss wollte es nicht recht klappen, weil sie es vorher noch nie probiert hatten und weil beide recht schüchtern waren, außerdem wusste Morrison nicht genau, ob ihm Gwen nur wegen ihres Charakters oder auch wegen ihres Aussehens gefiel. Mag sein, dass er deshalb zögerte, aber in Wahrheit wollte er erst nicht weitermachen, weil ihnen von überall auf dem Friedhof die Toten von ihren diversen Ruheplätzen aus zusahen. Dem Mädchen zuliebe versuchte er es später noch einmal, und diesmal klappte es; wie die Frauen im Film legte Gwen den Kopf in den Nacken, und so kamen sich ihre Nasen nicht in die Quere. Danach hatten sie sich ausdauernd geküsst, bestimmt eine Minute lang, und nicht recht gewusst, wie sie nun wieder aufhören sollten.

Kaum aber hatte er sich von Gwen gelöst, bereitete ihm dieser Kuss einige Sorgen. Er wollte die Toten nicht verärgern oder beleidigen, existierten sie doch allein in ihrer stillen Andersartigkeit – und nur deshalb, begriff er, konnten sie uns auch vergeben. Er hatte nie daran gezweifelt, dass die Toten tot besser dran waren: Sie waren all der kleinlichen Sorgen, trivialen Streitigkeiten und Kümmernisse, mit denen sich die Lebenden herumplagen mussten, enthoben. Sie atmeten mit Gott. So hatte Morrison sie sich als Kind vorgestellt: Gottes Luft atmend, ihn aber niemals sehend, und immer allein. Es lag an ihnen, ein Auge auf uns zu haben und uns leidenschaftslos von fern zu beobachten, nur deshalb vergaben sie so bereitwillig. Es war nicht an Gott, uns etwas zu verzeihen, das war allein ihre Aufgabe. Sie sahen, und sie verstanden, Gott aber konnte nicht verstehen, weil Gott viel zu hohe Maßstäbe anlegte, und weil er immer so verdammt zornig wurde,

hier und da und überall vom Himmel herab niederfuhr und zuschlug. Vollkommen, wie er war, hatte er die Toten damit betraut, den Menschen zu vergeben. Dachte man erst einmal darüber nach, war es durchaus logisch. Morrison stellte es sich gern als eine Art Arbeitsteilung vor.

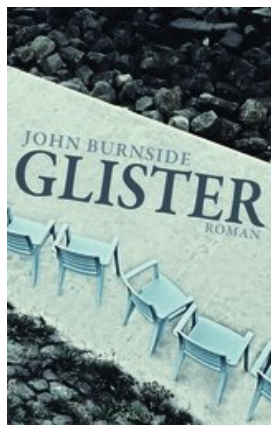
Am Ende einer Kette gewöhnlicher Ereignisse und Vorfälle, die für sich genommen eigentlich zu nichts Ungewöhnlichem hätten führen dürfen, fand er durch Zufall den jungen Wilkinson. Es war Halloween, gegen zehn Uhr abends, und Morrison hielt sich in der alten Pfarrei auf, um einem unbedeutenden Fall von Vandalismus nachzugehen. Er hatte sich zu Fuß auf den Weg gemacht, da er meinte, ein bisschen Bewegung vertragen zu können und weil er damals noch glaubte, die Leute fänden es beruhigend, einen Wachmann seine Runden drehen zu sehen. Das Wetter war ziemlich unangenehm, sehr klar, aber für die Jahreszeit bitterkalt, und als Morrison zum Revier zurückkehrte, um sich eine Tasse Tee zu machen, stieß er auf einen Mann mit zwei Jungen unweit der West Side Road, die zum alten Eisenbahngelände und zu jenem kleinen Wald führte, den man in Innertown nur «den vergifteten Wald» nannte, da die Bäume zwar noch lebten, aber seltsam schwarz aussahen, eine Schwärze, die weder an verkohlte Stämme noch an die Folgen einer Dürre erinnerte, sondern die Vermutung nahelegte, dass dunkler, verseuchter Saft durch die Baumadern aufstieg, schwarz, mit einer Spur von Giftgrün, ein bitteres, urzeitliches Grün wie Wermut oder Galle. Die Jungen sahen verängstigt und unglücklich aus, aber wirkten auch irgendwie verlegen, weshalb Morrison von Anfang an misstrauisch war. Er war noch nicht lange in seinem Job und schützte sich in den meisten Situationen erst einmal mit einer gewissen Skepsis. Ging es denn letzten Endes bei der Tätigkeit eines Ortspolizisten nicht eben darum, Ruhe zu

verbreiten und willens zu sein, einen jeglichen Vorfall mit einem Gran Zweifel zu prüfen? Dennoch, diese Kinder hatten Angst, das stand außer Frage, auch wenn er aus ihrer Geschichte anfangs nicht recht schlau wurde und nur verstand, dass es irgendwie um einen Jungen namens Mark ging, um ein altes Versteck beim vergifteten Wald und um eine Rolle Baumwollgarn.

Der Mann, der die Jungen begleitete, ein Witwer mittleren Alters namens Tom Brook, den Morrison durch familiäre Zusammenhänge ein wenig näher kannte, war auch keine große Hilfe. In grauer Strickweste und blauer Kordhose doch trotz Kälte ohne Mantel, machte er den Eindruck eines Mannes, der direkt aus dem gemütlichen Wohnzimmer gestürzt war, um sich die Stiefel überzustreifen und ohne einen weiteren Gedanken in die Nacht hinauszulaufen. Er bot einen Anblick, den Morrison nur zu gut kennenlernen sollte, den Anblick eines durch Zufall – vielleicht auch durch das Schicksal – mitten aus dem alltäglichen Leben heraus Erwählten. Das Problem war, dass Brook bereits eine wirre Version der Geschichte kannte und deshalb Fragen stellte, die Morrison, dem die Zusammenhänge noch unklar waren, nur noch weiter verwirrten.

«Also schön», sagte Morrison schließlich. «Fangen wir noch einmal von vorn an.» Er redete langsam, leise, wie er es sich beigebracht hatte, um andere Leute mit seiner Ruhe anzustecken. Er hatte diese Gelassenheit vor dem Spiegel geübt und in Gedanken dabei Sätze aufgesagt, von denen er glaubte, dass sie beschwichtigend klangen. Er hätte gerne älter ausgesehen. Nun, nicht unbedingt älter, vielleicht nur ein bisschen erfahrener. Die Leute wussten, dass er vor Kurzem noch als einfacher Sicherheitsbeamter – als Nachtwächter, genau genommen – in einer von Brian Smiths Firmen in Innertown gearbeitet hatte. Und bis heute hatte er in seinem neuen Beruf nicht viel gelernt, nur eines wusste

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



John Burnside

Glister
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0349-4

Knaus

Erscheinungstermin: September 2009

Der neue Burnside – einzigartig, verstörend poetisch. Nach »Glister« sieht man die Welt mit anderen Augen.

John Burnside hat gleich mit seinem ersten auf Deutsch erschienenen Roman Leser und Kritiker fasziniert. Jetzt kommt »Glister« – ein schockierend ehrliches Buch über Vereinsamung und moralische Verwahrlosung.

Erst verschwindet ein Junge spurlos, dann weitere. Doch niemand scheint beunruhigt. Schon lange kümmern sich die Erwachsenen nicht mehr um ihre Kinder, zu sehr sind sie mit sich und ihren Sorgen beschäftigt. Einst lebten sie in einer blühenden Stadt – doch dann siegten Egoismus und grenzenlose Gier. Nun ist alles vergiftet und ohne Hoffnung. Ist es da nicht verständlich, dass die Jungen, die noch eine Zukunft sehen, einfach abhauen? Man will diese Version glauben und geht zur Tagesordnung über. Nur der Polizist Morrison hat etwas Schreckliches gesehen – und schweigt. Denn er hat seine Seele längst verkauft. Doch die Kinder der Stadt sind ruhelos. Der 15-jährige Leonard weigert sich, seinen verschwundenen Freund Liam verloren zu geben. Er macht sich auf die Suche nach der Wahrheit.

Burnside gelingt mit »Glister« etwas Unvergleichliches: Indem er eine vor Spannung vibrierende Geschichte erzählt, hält er einer innerlich erkalteten Gesellschaft den Spiegel vor und schenkt ihr gleichzeitig mit Leonard die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Dieser Roman ist unwiderstehlich, anrührend, verstörend poetisch – und ganz ohne Beispiet.

 [Der Titel im Katalog](#)